

Zerstörung des Gehorsams: zur Aktualität der politischen Psychologie Peter Brückners, gerade im Hinblick auf die Uniproteste

Brunner, Markus

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Brunner, M. (2010). Zerstörung des Gehorsams: zur Aktualität der politischen Psychologie Peter Brückners, gerade im Hinblick auf die Uniproteste. *Psychologie und Gesellschaftskritik*, 33/34(4/1), 25-44. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-386321>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

Markus Brunner

Zerstörung des Gehorsams

**Zur Aktualität der politischen Psychologie Peter Brückners,
gerade im Hinblick auf die Uniproteste¹**

Wie kein anderer Psychologe hat sich Peter Brückner seit den 1960er Jahren bis zu seinem frühen Tod Anfang der 1980er Jahre mit den verschiedenen linken Emanzipationsbewegungen auseinandergesetzt und kritisch-solidarisch nach ihren Bedingungen, Potenzialen und problematischen Zügen gefragt. Der Beitrag stellt Brückners Verständnis einer politischen Psychologie als kritisches kollektives Emanzipationsprojekt dar und versucht zu zeigen, welches Potenzial in ihm für eine Analyse auch der aktuellen studentischen Proteste steckt.

Schlüsselbegriffe: Politische Psychologie, Protest, Emanzipation, Kritische Theorie

Zu der Idee, im Rahmen der Wiener Studierendenproteste über Peter Brückner, sein Leben und v. a. sein Denken zu referieren und mit den Protestierenden zu diskutieren, bewegten mich zwei Begebenheiten. Erstens fanden sich sowohl im Kommentarteil auf der studentischen Homepage wie auch in den Kommentaren zu Online-Berichten österreichischer Zeitungen zahlreiche hochaggressive und diffamierende Reaktionen auf die Besetzungen, wohl meist von Nicht-Studierenden verfasst, aber durchaus auch von Studierenden, die sich durch die Besetzung und die BesetzerInnen massiv gestört und im reibungslosen Ablauf ihres Studiums behindert fühlen mussten. Zweitens irritierten mich Berichte von Studierenden und auch hier Debatten im Internet über Sexismen, gar sexuelle Übergriffe, in der Protestbewegung selbst und die emotionalen Wogen, die die studentische Forderung nach Frauenquoten, schlugen. Die Affektivität sowohl der Reaktionen auf die Besetzung wie aber auch der Abwehr von Forderungen nach antisexistischer Selbstreflexion innerhalb des Protests schrie m. E. nach einer Analyse, die neben der gesellschaftli-

chen und bildungspolitischen Situation auch die Subjekte und ihre Emotionen in den Blick nimmt und diese Perspektiven miteinander vermittelt.

Es lag für mich nahe, mich in diesem Zusammenhang wieder einmal mit Peter Brückner zu beschäftigen. Sein Ansatz schien mir wie kein anderer geeignet, mich mit dem Protest und den gesellschaftlichen Reaktionen darauf zu beschäftigen, war doch die kritisch-solidarische Auseinandersetzung mit Emanzipationsbewegungen das Programm der politischen Psychologie von Brückner. Seit Mitte der 1960er Jahre bis zu seinem frühen Tod 1981 setzte sich dieser intensiv mit fast allen sich als emanzipatorisch verstehenden ›antiautoritären‹ Bewegungen in Deutschland – immer im zumindest angestrebten dialogischen Austausch mit ihnen – theoretisch auseinander, von der Studierendenbewegung, die unter dem Stichwort ›68er-Bewegung‹ in die Geschichte einging, über die *Kommune 1* bis zu Gruppen des bewaffneten Widerstands wie der *Bewegung 2. Juni* und der *Rote Armee Fraktion* (RAF). Brückner ging es darum, das Aufbäumen der v. a. Jugendlichen aus dem spezifischen gesellschaftlichen Kontext heraus zu verstehen, deren emanzipatorisches Potenzial auszuloten und sie doch auch aus einer grundsätzlich solidarischen Haltung heraus – schließlich waren sie zumindest dem Anspruch nach Teil des gesellschaftlichen Emanzipationsprozesses – kritisch zu beleuchten. Brückner ging es folgerichtig weniger darum, seine politische Psychologie als ein geschlossenes Theoriegebäude zu formulieren, sondern er verstand sie vielmehr als theoretisch-reflektierende Intervention in gesellschaftspolitische Praxis, die immer einen vorläufigen und auf korrigierenden Dialog ausgerichteten Charakter hatte und die Agierenden zur Selbstreflexion anregen sollte.

Zerstörung des Gehorsams (1983) heißt der Titel eines nach seinem Tod veröffentlichten Sammelbandes mit verschiedenen Aufsätzen Brückners zur politischen Psychologie. *Zerstörung des Gehorsams* ist auch deren Programm: Es ging Brückner stets darum, die eigene Verstricktheit der Individuen in gesellschaftliche Herrschaftsverhältnisse aufzudecken, kritisch zu reflektieren und verinnerlichte Herrschaft, die sich in der Internalisierung unsichtbar gemacht hatte, radikal zu überwinden.

Ich will im Folgenden versuchen, grundsätzlich entlang der Brücknerschen Lebensgeschichte die Herkunft, Stoßrichtung und Methode seiner politischen Psychologie darzulegen, um daran anschließend einige sehr vorläufige Bemerkungen zu den aktuellen Wiener Protesten zu formulieren, die eher Fragen aufwerfen als Antworten liefern und – dies ist konstitutiver Bestandteil der politischen Psychologie Brückners – weiterer Diskussionen gerade auch mit den Protestierenden selbst bedürften.

Brückners › Lehrjahre‹

Die zerstörerischen Effekte unreflektierten Gehorsams gegenüber äußerer und verinnerlichter, zu ›zweiter Natur‹ gewordener Herrschaft, hatte Brückner in seiner Jugend als so genannter ›Vierteljude‹ im nationalsozialistischen Deutschland ebenso erlebt wie die befreiende und emanzipatorische Kraft der politischen Selbstreflexion. Seine eindrücklichen Erinnerungen an und Reflexionen über seine *Kindheit und Jugend* (1980) legen Zeugnis davon ab. Brückner wurde im Jahre 1922 als Sohn eines liberaldemokratisch eingestellten Ingenieurs und einer englischen Konzertsängerin in Dresden geboren. Seine Mutter wurde als ›Halbjüdin‹ durch den Nationalsozialismus in die Emigration getrieben, sein Vater hatte, seit der Wirtschaftskrise 1930 arbeitslos, nach der Machtübernahme des Nationalsozialismus eine Stelle als Vertreter einer Zeitschrift gefunden, für die er viel unterwegs war. Brückner war so etwa 2 Jahre lang auf sich gestellt, wohnte allein in der meist leeren elterlichen Wohnung, was dem 12-13jährigen ungemeine Freiheiten bot: Er versorgte sich selbst, ging kaum zur Schule, erkundete stattdessen autonom das Stadtleben. Zuweilen war er bei Verwandten untergebracht, von wo er aber immer wieder floh, schließlich wurde er von Fürsorge-Behörden aufgegriffen und in einem Internat direkt der Staatsgewalt überantwortet. In seinem Anderssein als versteckter Halbjude und mit seinen Autonomie-Erfahrungen erlebte er die institutionelle Herstellung des faschistischen Subjekts als gewaltvolle körperliche und geistige Zurichtung, was ihm zumindest ansatzweise auch einen Blick von Außen gestattete. Er hatte gelernt, die Spannung zwischen geforderter Anpassung und Widerstand auszuhalten und sich so

immer wieder zumindest stückweise dem staatlichen Zugriff zu entziehen. Schon vor dem Abitur lernte er kleine Gruppen von AntifaschistInnen und KommunistInnen kennen und fand über diese Zugang zu vielerlei verbotener Literatur und v. a. zu angeregten politischen Diskussionen. Diese Phase der Politisierung bezeichnete Brückner später als seine »zweite Geburt« (1980, S. 89), die ihm die Verzahnung seiner Lebensgeschichte mit der Geschichte der Gesellschaft einsichtig machte: was er erlebte, ließ sich mithilfe theoretischer Reflexion verstehen, war nicht nur individuelles Schicksal, sondern auch ein allgemeines. Nur der Zufall und die arbeitsteilige Organisationsstruktur der NS-Behörden schützten ihn davor, als ›Halbjude‹ entdeckt zu werden: Seine auf Verdachtsäußerungen hin gemachten gefälschten Papiere konnten aufgrund des Krieges nicht sofort überprüft werden und nachdem er dem ›Judenternat‹ seinen Einzug in die Wehrmacht und Abzug nach Wien nicht gemeldet hatte, wurde er glücklicherweise von den Behörden erst zwei Jahre später unmittelbar vor Kriegsende wieder gefunden.

1945 wurde Brückner, der in Wien Deserteure und Kriegsgefangene unterstützt hatte, in die *Kommunistische Partei Deutschlands* (KPD) aufgenommen und sollte mithelfen, in Leipzig in der sowjetischen Besatzungszone eine Universität aufzubauen. Nach einem Zerwürfnis mit der KPD setzte Brückner sein während der mittleren Kriegsjahre in Dresden schon angefangenes Psychologie-Studium in Münster fort und schrieb dort seine Promotion. Seine Tätigkeit in der heilpädagogischen Abteilung eines Waisenhauses musste er bald wieder aufgeben, nachdem er sich aktiv für Mitsprache- und Mitverwaltungsrechte der Heiminsassen eingesetzt hatte. Um Geld zu verdienen gründete er in Heidelberg ein Institut für Marktpsychologie, kam dort aber auch mit dem Kreis um den Sozialpsychologen Alexander Mitscherlich zusammen, entdeckte die Kritische Theorie und die Psychoanalyse und machte so Anfang der 1960er Jahre eine psychoanalytische Lehranalyse. Gleichzeitig knüpfte er auch Kontakte zu Zirkeln des Berliner und Frankfurter *Sozialistischen Deutschen Studentebundes* (SDS), aus denen sich Mitte der 1960er Jahre die tragenden Gruppen der Protestbewegung bilden sollten.

Theorie und Methode der Politischen Psychologie

Die sich ab Mitte der 1960er Jahre anbahnenden Studierendenunruhen bezeichnete Brückner schließlich als seine ›dritte Geburt‹, als eine Phase der Re-Politisierung. In der Auseinandersetzung mit ihr und der gesellschaftlichen Reaktion auf sie entwickelte er sein Konzept einer interventionistischen politischen Psychologie, deren Grundzüge ich im Folgenden vermitteln will (vgl. dazu v. a. Agnoli & Brückner, 1968; Brückner & Krovova, 1972), bevor ich auf die weitere Lebensgeschichte, seine konkreten Analysen und schließlich auf die Frage nach ihrer Aktualität zurückkomme.

Eine Psychologie, die nicht einfach die bestehenden Herrschaftsverhältnisse reproduzieren und damit auch stabilisieren will, muss laut Brückner den »Zusammenhang zwischen der Lebensgeschichte der einzelnen Individuen und dem, was sie einander geschichtlich antun« (Agnoli & Brückner, 1968, S. 94), erfassen, d. h. sie muss erkennen, dass die Konstitution menschlicher Subjektivität, die Entstehung, Entfaltung und Verarbeitung von Wünschen, Bedürfnissen, Ängsten und inneren Konflikten von Anbeginn unauflöslich in die Geschichte seiner Gesellschaft verflochten ist. Der Mensch ist das Produkt einer Vergesellschaftung in spezifisch historischen Verhältnissen und sein Innerstes damit verwoben in die gesellschaftlichen Herrschaftsstrukturen, die es strukturieren, aber auch wiederum von und in den Individuen reproduziert und stabilisiert werden.

Die Unterwerfung unter die gesellschaftliche Ordnung wird schon früh, in der Familie, später in der Schule, an der Universität, am Arbeitsplatz, auf öffentlichen Veranstaltungen, eingeübt. Durch Versagungen, Drohungen, Disziplinierungsmaßnahmen, aber auch Belohnung und Versprechungen wird erreicht, dass das Kind, später auch der/die Jugendliche und der/die Erwachsene, bestimmte Wünsche zurückstellt und auf sie verzichtet, andere entwickelt und ausweitet und sich mit bestimmten normierten und als normal geltenden Wahrnehmungs-, Denk- und Verhaltensformen identifiziert. Die inneren Konflikte, die dabei entstehen, werden durch Verdrängung von unerwünschten Wünschen oder innere Spaltungsvorgänge von der Wahrnehmungsschwelle ferngehalten: Erst wenn ich widerständige Wünsche selbst in mir nicht mehr wahrnehme und den

Reiz nicht mehr verspüre, ihnen nachzugehen, kann ich sicher sein, dass ich akzeptiert und geliebt werde und möglichen Drohungen oder Strafen entgehe. Diese Anpassung an gesellschaftliche Normen und die Identifikation mit den anderen Gesellschaftsmitgliedern bringen Entlastung, Schutz und die Möglichkeit der Selbsterhöhung; der Preis ist aber hoch: Vermieden und zuweilen aggressiv abgewehrt werden muss alles, was an das Verdrängte erinnert, was die offene Realitätswahrnehmung einschränkt und sie durch ein Schwarz-Weiß-Denken entlang der gesellschaftlichen ›Normalität‹ und ihrer Vorurteile ersetzt, die selbst nicht reflektiert werden können.

Weil wir nun alle, auch die PsychologInnen und SozialwissenschaftlerInnen, Produkte dieses Sozialisationsprozesses sind und bis in unser Innerstes teilhaben an den gesellschaftlichen Normen und Vorurteilen, ist zur Erkenntnis der Welt radikale Selbstreflexion notwendig. Nicht nur muss die Psychologie ihren Blick, ihre Kategorien, ihre Methoden als historisch gewordene reflektieren, sondern auch die Affekte der PsychologInnen beim Betrachten des Gegenstandes sind Produkt der gesellschaftlichen Herrschaftsverhältnisse. Am Lack ist also zu kratzen, das Alltägliche, die vermeintliche Vertrautheit und Bekanntheit, ist kritisch zu zerstören, damit etwas anderes als die eingeübten Vorurteile erfahren werden kann. Dieser Erkenntnisprozess durch die Zerstörung von ›Normalität‹ kann aber nicht nur ein Prozess der individuellen Selbstreflexion sein, sondern ist erstens ein kollektiver, zweitens ein praktischer Prozess. Ein kollektiver muss es deshalb sein, weil erst in der Interaktion und in der gegenseitigen Kritik die eigenen Vorurteile erkennbar und nur in einer solidarischen Gemeinschaft die nicht realitätsgerechten, also neurotischen Ängste, die dem Erkennen innerer Konflikte, die die Vorurteile produzierten, aufgefangen werden können. Ein praktischer Prozess ist dieser Erkenntnisprozess wiederum immer schon, weil sich durch die Verstrickung von ForscherInnen-Individuum und Gesellschaft die Human- und Sozialwissenschaften eigentümliche Subjekt-Objekt-Struktur in der Selbstreflexion immer sowohl das Subjekt wie auch das Objekt, der Gegenstand, verändert. Schon Freud hatte dieses Ineinander von Forschen und Heilen, von Erkennen und Handeln erkannt: Erst in der emotionalen

und intellektuellen Durcharbeitung der inneren Konfliktlagen, die in den Symptomen einen sie verschleiern den Ausdruck gefunden haben, werden diese Konflikte in ihrer vollen Gestalt erkennbar und haben sich zugleich dabei aber schon verändert. Werden nun die gesellschaftlich normierten Symptome, d. h. die verinnerlichten gesellschaftlichen Ideale und Vorurteile, in derselben Weise analysiert und durchgearbeitet und dieser Prozess politisch-gesellschaftstheoretisch reflektiert – Brückner betont stets die unabdingbar wichtige Rolle von theoretischer Arbeit –, entfaltet sich ein sprengendes Potenzial: In der Zerstörung dieser ›Normalität‹ werden die unbewusst gemachten gesellschaftlichen Konflikte, die Schattenseiten des Bestehenden, wieder als solche sichtbar, die hergestellte gesellschaftliche Harmonie wird zumindest angekratzt und entblößt sich als eine bloß oberflächliche. In der politisch reflektierten Selbstbefreiung der Individuen, in der diese ihre inneren Konflikte wieder als äußerliche erkennen und als äußere bearbeiten, wird der Schleier der vermeintlichen Naturhaftigkeit der Gesellschaft zerbrochen. Selbstbefreiung und Veränderung der Gesellschaft gehen Hand in Hand: Im ›antiautoritären‹ Aufbegehren wird die »Herrschaft der Verhältnisse [...] als ein Verhältnis von Herrschaft« (Brückner, 1970, S. 33) entlarvt und angegriffen.

Brückners politische Psychologie ist damit als eine interventionistische bestimmt: »Zur Methode ihrer Erkenntnis gehört politische und psychologische Aktivität; sie *erkennt* Tatbestände, indem sie versucht, die Tatbestände zu *verändern*« (Agnoli & Brückner, 1968, S. 95). In diesem Kontext wird die Bedeutung der kollektiven Arbeit noch verständlicher: Die Solidargemeinschaft ist nicht nur für den Umgang mit den inneren Ängsten notwendig, sondern auch, weil der/die Einzelne den Verhältnissen gegenüber ohnmächtig und den sehr realen Disziplinierungsdrohungen gegen den/die Aufbegehrenden ungeschützt ausgesetzt ist. Erst im gemeinsamen Kampf gegen die Gehorsam fordernden und produzierenden Herrschaftsverhältnisse kann so etwas wie Selbstbefreiung stattfinden und nur in der gemeinsamen Analyse der Reaktionen der Gesellschaft auf die Befreiungsversuche können schließlich die gesellschaftlichen Konfliktlagen aufgeschlüsselt werden.

Die Differenz zum gesellschaftlichen ›falschen Bewusstsein‹ ist dabei zwar minimal und prekär, weil wir das in der Sozialisation erworbene nicht einfach so abschütteln können, sie wird aber gewaltig in der Konfrontation mit dem vorherrschenden Bewusstsein, methodologisch, insofern sie bei den unterdrückten Momenten der gesellschaftlichen Widersprüche ansetzt, und moralisch-politisch, »insofern es die Unterdrückten sind, deren Lage begriffen und verändert werden soll« (ebd., S. 150). Dennoch hat die dabei errungene Selbstbefreiung stets auch etwas Scheinhaftes, ist sie entweder geprägt vom Kampf gegen die äußere Herrschaft, die der Befreiung ihre Gesetze aufdrückt und Grenzen setzt, oder aber sie findet in einem abgekapselten Schonraum, im »Ghetto der Gegengesellschaft«, statt (Brückner, 1970, S. 69), was die Befreiung unwirklich werden lässt und einen Verlust an Realitätskontrolle bedeutet. Beides prägt die Emanzipation, verstümmelt sie, was stets reflektiert werden muss, weil sich sonst in der emanzipatorischen Bewegung selbst auch immer wieder Herrschaft reproduzieren. So zeigt die Geschichte politischer Kämpfe, dass im Moment des Kampfs gegen bestimmte Herrschaftsstrukturen andere wiederum unangetastet bleiben und sich unter den Aufbegehrenden reproduzieren. Nicht immer kann dieses Problem jedoch durch Reflexion aufgehoben werden, weil die Verhältnisse selbst wenig anderes zulassen: Der Kampf gegen die disziplinierende Autorität erfordert beispielsweise ein gewisses Maß an Disziplin und Organisation, die doch immer auch ein repressives Moment hat. Gewisse Widersprüche ließen sich erst praktisch auflösen. »Wahrheit entwickelt sich im sozialen Austausch, ist kollektive Leistung: ist sie wirklich gefunden, hat sich die Gesellschaft zugleich im Sinne der Wahrheit strukturell verändert« (Agnoli & Brückner, 1968, S. 96f.). Erst in herrschaftsfreien Verhältnissen wäre wirkliche Selbstreflexion, Erkenntnis und Selbstbefreiung möglich bzw. wäre sie vielleicht auch gar nicht mehr in diesem Maße nötig.

Die Sozialwissenschaften und in ihr die Psychologie haben in diesem Prozess eine wichtige Funktion: Sie sollen zur Praxis anleiten und die bestehende Praxis stets theoretisch reflektieren. Um dies leisten zu können, müssen sie aber in ihrer Struktur verändert werden. Brückner sieht die Sozialwissenschaften als »theorieförmig gewordenes Selbstverständnis-

nis« (Brückner & Krovoza, 1972, S. 44) der Gesellschaft und ihrer Subjekte, das auch ihre Handlungsfähigkeiten mitbestimmt. Während der objektivierende Blick der traditionellen Sozialwissenschaften und der Psychologie das Bestehende nur verdinglicht wahrnimmt und so die Verdinglichung verdoppelt, d. h. die ›Normalität‹ der Verhältnisse verfestigt, eröffnete ein im Sinne der beschriebenen »Politisierung der Wissenschaft« verändertes Wissenschaftsverständnis ein Selbstverständnis, das es den Subjekten wieder erlaube, die »Zeit als [...] *Tätigkeitsfeld*« (ebd., S. 45) und die Zukunft als eine »mit dem Index qualitativer Veränderbarkeit« (ebd.) versehene wahrzunehmen und in diesem Sinne eine emanzipatorische Praxis zu entwickeln.

Die Etablierung eines solchen Wissenschaftstypus hat für die Hochschulen und die bestehenden Disziplinen massive Konsequenzen: Diese müssen nicht nur Abstand nehmen von ihren methodischen Konventionen, die mit ihrer Absage an Subjektivität einen »Verzicht auf Erfahrungen [fordern], die sich dem vorhandenen Instrumentarium nicht fügen« (Brückner & Krovoza, 1972, S. 77), zur Durchdringung von Herrschaftsverhältnissen jedoch unabdingbar sind, sondern überhaupt von ihren Idealen der Wertfreiheit und Objektivität, die gegenwärtig nur das Sträuben bedeuten, sich mit den gegebenen Machtverhältnisse auseinanderzusetzen, die faktisch schon lange auch die Wissenschaft durchziehen. Die Wissenschaft muss sich selbst zum Gegenstand machen, ihre Methodik, ihre gesellschaftliche Positionierung wie auch die inneruniversitären Verkehrsformen reflektieren und verändern. Nur indem sie aktiv der Subjektivität der Lehrenden und Studierenden Platz macht, an deren Bedürfnisse und deren Verhältnis zum Gegenstand anknüpft, diese in die Reflexion mit einbezieht, die vermeintlich ›nicht-zur-Sache-gehörige‹ politische Dimension in den Blick nimmt und – über die Abschaffung aller angstproduzierenden und denkhemmenden Prüfungs- und Abfragesituationen und disziplinären und methodischen Verengungen und die Demokratisierung und Enthierarchisierung der Strukturen – in den Hochschulen selbst einen Raum für eine emanzipatorische Solidargemeinschaft herzustellen sucht, kann sie ihrer herrschaftsstabilisierenden Funktion entgehen und am Projekt gesellschaftlicher Emanzipation mitarbeiten. Dass die Herstel-

lung dieser Rahmenbedingungen einer emanzipatorischen Wissenschaft selbst eine emanzipatorische Praxis ist, die auf massive Widerstände stößt, ist unmittelbar einleuchtend.

Politische Psychologie ist damit nicht nur kritische Sozialwissenschaft, insofern sie die Verstricktheit der Menschen in die historisch spezifischen gesellschaftlichen Verhältnisse analysiert, sondern zugleich auch ein praktisches Emanzipationsprojekt.

Politisch-psychologische Analysen

1968 erschien unter dem Titel *Die Transformation des demokratischen Bewusstseins* Brückners erste eingehende Analyse der Studierendenproteste, konkret: eine politisch-psychologische Auseinandersetzung mit den Ereignissen des 2. Juni 1967 in Berlin, dem Tag, an dem bei der Demonstration gegen den Besuch des persischen Schahs in Berlin der Student Benno Ohnesorg von einem Polizisten erschossen wurde. Dieser Todeschuss war der Ausdruck des brodelnden bundesrepublikanischen Klimas, in dem die herrschaftsstabilisierende Funktion der Staatsmacht, die postnazistische Mentalität der BürgerInnen und die gegen beides rebellierenden Studierenden aufeinander prallten und eine explosive Dynamik auslösten, die sich in den nächsten Jahren noch radikalisieren sollte.

Brückners Text erschien zusammen mit einem Aufsatz des Politikwissenschaftlers Johannes Agnoli in einem Buch mit dem Titel *Die Transformation der Demokratie* (Agnoli & Brückner, 1968). Während Agnoli die integrative und ideologische Funktion des demokratisch-parlamentarischen Pluralismus als Instanz der sozialen Friedenssicherung beleuchtete, die systematisch die Artikulation gesellschaftlicher Widersprüche verhindert, analysierte Brückner die durch die Transformation der Verhältnisse veränderten Subjekte, beleuchtete einerseits die psychische Disposition der BürgerInnen wie auch der MachthaberInnen und andererseits die politischen und psychischen Motive für das Aufbegehren der außerparlamentarischen Opposition. Diese Zweiteilung des Blicks einerseits auf die ideologischen Integrationsmechanismen der spätkapitalistischen Gesellschaft, die die bestehenden Ausbeutungsverhältnisse verschleierten und

die Chancen auf eine grundlegende Veränderung der Gesellschaft schwinden ließen, andererseits auf die »subjektiven Bedingungen der objektiven Irrationalität« (Adorno, 1997, S. 42), d. h. auf die in diesen formierten und in sie eingepassten Subjekte, entsprach dem Programm der Kritischen Theorie seit ihren Anfängen. Diese war erstens von der erschreckenden Erfahrung des Ersten Weltkriegs und zweitens vom Ausbleiben einer sozialistischen Revolution in Deutschland wie in anderen europäischen Ländern geprägt. Wie – so ihre entscheidenden Fragen – hatte es zu diesem alles Bisherige an Grausamkeit in den Schatten stellenden Krieg kommen können, gerade in den zivilisiertesten und aufgeklärtesten Nationen? Und zweitens: wieso beehrten die Menschen nicht gegen die bestehenden Herrschaftsverhältnisse auf, die sie im Krieg als Soldaten wie im Frieden als Arbeiter so knechteten? Brückner knüpfte also an diese Analyse sowohl der materiellen und ideologischen Integrationsmechanismen wie ihrer Effekte an die Subjekte an, fragte aber zugleich – in Absetzung vom Programm der Kritischen Theorie – auch nach den Möglichkeiten eines emanzipatorischen Ausbruchs.

Das emanzipatorische Potenzial der studentischen Opposition sah Brückner in der praktischen Offenlegung und Veräußerlichung verinnerlichter gesellschaftlicher Konfliktlagen und der damit möglich gemachten Kritik an gesellschaftlichen Herrschaftsverhältnissen. Gerade die immer wieder als Diffamierung vorgebrachte privilegierte Lage der Studierenden, die eine gewisse Distanz zu den unmittelbaren Verwertungs- und Selbstverwertungszwängen erlaubt, sei die Bedingung für ihren Aufstand: Der »Schonraum« Universität und die darin gewonnenen sprachlichen und theoretischen Möglichkeiten der Wahrnehmung und Artikulation innerer Konflikte ermögliche es ihnen, diese als Effekt gesellschaftlicher Herrschaft zu thematisieren. Ihre Forderungen nach Leben jenseits von Anpassungs- und Selbstverwertungszwängen und ihr Versuch, andere Formen des zwischenmenschlichen Zusammenlebens auszutesten und zu realisieren, werde aber von der Mehrheit der BürgerInnen als Angriff wahrgenommen, weil dadurch ihre Formen der Anpassung und die damit einhergehende große Anstrengung der Selbstdisziplin infrage gestellt werden. Die Aktivierung eigener niedergehaltener Sehnsüchte nach ei-

nem nicht durch Nützlichkeitskriterien organisierten und gesellschaftlich normierten Leben muss abgewehrt werden, löst sie doch massive innere und soziale Ängste, ja Panik, aus. Nur in der Projektion dieser Wünsche auf die Studierenden und ihrer aggressiven Verfolgung an ihnen kann die erschütternde Erkenntnis der eigenen inneren Konflikte vermieden werden. In der Aggression zeigt sich damit ein Neid auf diejenigen, die sich zumindest stückweise gesellschaftlichen Zwängen zu entziehen vermögen. Schutz wird gesucht in der noch stärkeren Anbindung an die gesellschaftliche Macht und die eigene Wut auf die Verhältnisse und ihre RepräsentantInnen gegen die als Ersatzobjekte fungierenden Studierenden gelenkt. Die Aufbegehrenden erleben in diesem Prozess, was denen geschieht, die sich der Anpassung entziehen: »[A]us der Scheinruhe des bürgerlichen Miteinanders bricht nackte Gewalt« (Agnoli & Brückner, 1968, S. 170). Begleitet werde dieser Hass auf die Nicht-Angepassten von einer ständigen Produktion von Feindbildern durch die Presse und den RepräsentantInnen gesellschaftlicher Macht: Wer nicht mitmacht, wird zum Sündenbock gemacht, moralisch diffamiert, ausgegrenzt, kriminalisiert und mit einem Berührungsverbot belegt, d. h. sozial unmöglich gemacht, und damit nicht nur die schon bestehenden Vorurteile zementiert, sondern auch eine Realangst produziert, die auch den angepassteren BürgerInnen immer wieder klar macht, dass sie ja nicht auf die Idee kommen sollen, sich zu solidarisieren. Der Versuch, das ›falsche Bewusstsein‹ zu brechen, ist deshalb, so Brückner, »auch eine Frage des Mutes: Für den, der Herrschaft ausübt, ist Opposition das, was ihn zur Lüge provoziert; wenn aber die Wahrheit fällt, stürzt sie auf den Schwächeren« (ebd.) .

Eine solche Dynamik kann sich nicht nur zwischen der Mehrheitsgesellschaft und den revoltierenden Studierenden entzünden, sondern auch innerhalb der Bewegung selbst zwischen den tonangebenden Studierenden und abweichende Minderheiten-Strömungen. So sehr lebensreformistische Projekte wie die *Kommune 1* den antiautoritären Kampf letztlich entpolitisierten und sich in der medialen Selbstvermarktung schließlich doch wieder in das Bestehende integrierten und deshalb auch zu einem gewissen Recht von der politischen Linken angegriffen werden, so repräsentierten sie doch jenes »Quantum an Anarchie [...], dessen wir zur Hu-

manisierung unserer Affekte und sozialen Beziehungen dringend benötigen« (Agnoli & Brückner, 1968, S. 115). Ihr Falsches, dass sie mit der Absage an Disziplin auch der theoretischen Disziplin eine Absage erteilen, ist zugleich ihr Richtiges, dass sie »einen repressiven Gehalt noch des kritischen Bewusstseins« (ebd., S. 113) aufdecken: Die Disziplin und Anstrengung, die der Emanzipationsprozess erfordert, ist doch nur notwendig aufgrund der gesellschaftlichen Verdinglichung, gegen die die Emanzipation ankämpft, und verlöre sich in einer freien Gesellschaft wohl tatsächlich.

Scharfsinnig, manchmal auch danebenliegend, aber immer im Versuch, die historische Situation im Auge zu behalten und die eigenen Einschätzungen gegebenenfalls auch zu revidieren, verfolgte Brückner in den folgenden Jahren die Veränderung des Klimas in der BRD: Das Abflauen der studentischen Massenbewegung, das Gefühl der Ohnmacht in der geschrumpften Linken, die immer weitere Kreise ziehende staatliche Repression und massenmediale Hetze gegen Andersdenkende, die Konstruktion innerstaatlicher Feinde, das sich auch auf die Sprache ausdehnende Berührungsverbot mit als extremistisch eingestuften Gruppen, der Radikalenerlass, der Berufsverbote für linke Lehrende vorsah. In diesem Klima radikalisierten sich Gruppen wie die RAF, die glaubten, der schleichenden Faschisierung der Gesellschaft könne nur noch mit bewaffnetem Widerstand begegnet werden.

Mit Sorge verfolgte Brückner diese Entwicklungen, versuchte andere Wege stark zu machen, wollte sich aber auch nicht der staatlich geforderten absoluten Distanzierung beugen, weil er wusste, dass gerade die Isolierung und Kriminalisierung radikaler Kräfte diese Gruppen in den Untergrund getrieben hatte. So wurde auch Brückner Opfer des Radikalenerlasses. Nachdem er 1969 nach Hannover berufen worden war, um da ein Psychologisches Institut zu gründen, war es drei Jahre später schon ein erstes Mal mit der Lehre vorbei: Ihm wurde vorgeworfen, er habe 1971 Ulrike Meinhof und andere Mitglieder der damaligen *Baader-Meinhof-Gruppe* bei sich übernachten lassen, ein Vorwurf, der zu einer 2jährigen Suspendierung führte, aber schließlich vor Gericht aus Mangel an Beweisen wieder fallengelassen werden musste.

Eine zweite, längere Suspendierung folgte bald und ging unter dem Stichwort *Mescalero-Affäre* in die Geschichte ein: 1977 hatte ein sich »Mescalero« nennender Student in einer Göttinger Studierendenzzeitung einen Nachruf auf den kurz zuvor von der RAF ermordeten Generalbundesanwalt Buback verfasst, der damit beginnt, dass der Autor eine »klammheimliche Freude« über den Tod dieses undemokratischen und in äußerster Härte gegen die Linke vorgehenden Anwalts beschreibt, die er bei der Nachricht über dessen Ermordung im ersten Moment verspürt habe. Im Verlauf des Artikels folgt dann jedoch eine Selbstreflexion mit der Einsicht, dass der Weg zum Sozialismus nicht mit Leichen gepflastert werden könne. Als die öffentliche Presse Wind von dem Artikel bekam, entfachte sie eine wilde Hetzkampagne. »Göttinger AStA billigt den Mord an Buback«, schrieb *Die Welt* (abgedruckt in Brückner, 1977, S. 41), überall wurde die Rede von der »klammheimlichen Freude« aus dem Zusammenhang gerissen zitiert. Dass der Artikel eigentlich eine Absage an diese Form von Gewalt sein sollte, wurde vollkommen ausgeblendet. Die Polizei beschlagnahmte die Zeitschrift und ging gegen alle scharf vor, die durch eine Wiederveröffentlichung der Öffentlichkeit den ganzen Text zugänglich machen wollten. Auch 48 Hochschullehrende, unter ihnen Brückner, veröffentlichten den Buback-Nachruf noch einmal, Prozesslawinen folgten und die Androhung von Berufsverboten, wenn die HerausgeberInnen sich nicht scharf von dem Text distanzieren und eine Staatstreue-Erklärung unterschrieben. Alle bis auf Brückner gehorchten. Der politische Psychologe hingegen machte sich daran, den Text noch einmal zu veröffentlichen, ihn aus einer politisch-psychologischen Perspektive genauso zu analysieren wie die diffamierenden Presseartikel und Politikerstatements und zeigte dabei auf, wie die Konstruktion von Feindbildern und die Produktion von Berührungsangst genau vor sich ging (vgl. Brückner, 1977).

Nach einem universitären Lehr- und sogar Hausverbot lehrte und diskutierte Brückner mit seinen Studierenden weiter im *Club Voltaire*, einer linken Kneipe, und analysierte in Buchform auch das Disziplinarverfahren gegen ihn und die Freiheit der Wissenschaft (Brückner & Oestmann, 1978). Den juristischen Prozess konnte er zwar Jahre später gewinnen, die ganzen Prozesse und zermürbenden Kämpfe hatten ihn aber psychisch und körperlich so mitgenommen, dass er 1982 im Alter von 60

chisch und körperlich so mitgenommen, dass er 1982 im Alter von 60 Jahren an Herzversagen starb.

Vorläufige Bemerkungen zu den aktuellen universitären Protesten

Soviel zu Peter Brückners Leben und Werk. Nun will ich am Ende noch der Frage nachgehen, inwiefern der politisch-psychologische Ansatz Brückners auch für die Analyse der aktuellen Uni-Besetzungen aktualisierbar wäre. Da kann ich nur stichwortartig andeuten, in welche Richtung eine solche Auseinandersetzung wohl gehen würde, zu mehr wird es nicht reichen. Erstens war und bin ich viel zu wenig selbst in die Proteste involviert, um mehr als vorläufige Antworten zu geben. Zweitens sollte aus den bisherigen Ausführungen klar geworden sein, dass solch eine Analyse nur das Produkt von ausführlichen Diskussionen, d. h. von kollektiver Arbeit, sein kann.

Seit Brückners Analysen hat sich doch einiges verändert. Es fand, was die Möglichkeiten von ›alternativeren‹ zwischenmenschlichen Beziehungsformen anbelangt, eine Öffnung statt, wenn auch dadurch diese privatisiert und damit entpolitisiert wurden; die stark aggressiven Affekte gegen sozialistische oder kommunistische Bestrebungen haben nach dem Zusammenbruch des ›realsozialistischen Blocks‹ auch eher abgenommen und einem Belächeln Platz gemacht; auf der anderen Seite ist die ökonomische Situation der Bevölkerungsmehrheit und auch der Studierenden, verglichen mit derjenigen der Menschen in der vom ökonomischen Aufschwung der Nachkriegszeit gezeichneten 1960er Jahren, sicher prekärer geworden und der als ›neoliberal‹ bezeichnete Abbau der sozialstaatlichen Abfederungen bedroht viele sehr existenziell. Solche gesellschaftlichen Veränderungen müssen im Blick behalten werden, weil sie auch die Möglichkeiten und Formen von Widerstand mitbestimmen.

Nun aber zu den Wiener Protesten: Es ist erstaunlich, mit welchem Ausharrungsvermögen hier über Wochen hinweg ein großes Programm auf die Beine gestellt wurde, wie viele AGs existierten, wie gut die ganze Selbstverwaltung organisiert wurde und auch die Wellen, die dieser Akt

des Ungehorsams plötzlich auch international zu schlagen vermochte. Gerade angesichts der radikalen Veränderungen, die dem universitären Betrieb in Europa in den letzten Jahren widerfuhr, hatte ich wie viele andere ein solch anhaltendes und breites Aufbäumen kaum mehr für möglich gehalten. Viele Faktoren verhindern eher ein solches zeitintensives Unterfangen: Die immer stärkere Rationalisierung der Universitäten und ihrer Studiengänge, der Zeitdruck, der auf Lehrenden und Studierenden aufgrund von Verschulung, aber auch aus finanziellen Gründen lastet und auch der sich verengende Arbeitsmarkt, der möglichst durchrationalisierte und v. a. auch junge Subjekte mit möglichst viel Praktikumserfahrung fordert. Unter diesen Voraussetzungen schrumpft eher die Wahrscheinlichkeit, dass sich die Zeit genommen wird, sich genau mit diesem Druck auseinanderzusetzen. Die durch die Protestierenden gemachte Abgabe an die geforderte Zeitökonomie hat deshalb sicherlich ein ungemein befreiendes Moment und ist auch als so etwas wie eine Notbremse zu sehen, die angesichts der rasanten gesellschaftlichen Prozesse die dringend notwendige Reflexion ermöglicht, sowohl was die Analyse der gegenwärtigen Prozesse, aber auch was die eigene Verstrickung in sie betrifft. Im kollektiv organisierten Protest konnten die nicht unwesentlichen Ängste vor diesem Schritt des zeitweiligen Ausklinkens aus der geforderten Selbstzurichtung als Ware Arbeitskraft zumindest teilweise aufgehoben werden. Dennoch wäre es m. E. wichtig zu diskutieren, wie sehr die Anpassung an diese ökonomische Zeit-Logik überhaupt noch als verinnerlichter, unsichtbarer Gehorsam zu werten ist und nicht vielmehr als bewusste Anpassung an den ökonomischen Druck, der mit sehr berechtigten Existenz- und Zukunftsängsten einhergeht. Letzteres bedeutete erstens, dass kaum in Zwischenschritten gedacht werden kann, sondern die Forderungen des Protestes direkt aufs kapitalistische Ganze zielen müssen.

Der Schonraum Uni gegenüber der Verwertungslogik, den Brückner noch beschwor, ist eher Vergangenheit. Und doch zeigen sich an der Uni noch Momente der Autonomie, die wahrscheinlich auch als eine der Bedingungen für die aktuellen Proteste zu sehen ist. Gerade an der Umstellung auf die BA-Studiengänge, die eigentlich nur ein Moment der auf kapitalistische Verwertbarkeit zielenden Umstrukturierungen darstellt, die

aber nicht umsonst einen der Hauptaufhänger der Proteste ist, werden die aktuellen Rationalisierungsprozesse noch als zu antizipierende Bedrohung sichtbar. Der Protest setzte nämlich zumindest an der Wiener Akademie der Bildenden Künste, wo die Proteste ihren Anfang nahmen, da ein, wo der Übergang zum neuen System noch nicht vonstatten gegangen war. Widerstand entfaltet sich, das hatte ja Brückner schon bemerkt, da, wo die Prozesse noch nicht so weit fortgeschritten sind, dass sie als normal hingenommen werden. Wahrscheinlich ist es auch kein Zufall, dass sich ein solcher Protest in Wien entfalten konnte, eine der wenigen Städte zumindest im deutschsprachigen Raum, wo momentan keine Studiengebühren erhoben werden. Auch dieses Privileg ist also eine Chance.

Es zeigt sich aber in den zahlreichen Reaktionen von Studierenden, die sich durch die Proteste gestört fühlen, nicht nur einfach, wie Brückner dies für die 1960er Jahren noch konstatierte, bloße neurotische Angst und Neid auf diejenigen, die sich den Zwängen zu entziehen wissen. In ihnen zeigt sich vielmehr, wie oben schon angedeutet, auch eine massive Realangst z. B. vor einer Verlängerung der eigenen Studienzeit und den damit einhergehenden Problemen auf dem Arbeitsmarkt, die im Protest diskutiert werden müsste. Ich weiß nicht, in welchem Maße dies in Wien geschah, weiß aber aus meiner eigenen Erfahrung in Studierendenprotesten, dass diese Ängste der studentischen ProtestgegnerInnen oder auch den Wohlgesinnten, die aber trotzdem ihrem regulären Studium nachgehen, kaum ernst genommen werden. Werden sie nicht thematisiert, äußern sie sich schließlich doch wieder ähnlich wie die neurotischen Ängste: in der Diffamierung der ›faulen Studierenden‹, die auf Kosten der SteuerzahlerInnen sich eine Auszeit nehmen – diese sozialen Vorurteile zeigten sich schlagartig in der öffentlichen Reaktion auf das ›Obdachlosenproblem‹, mit dem die Studierenden in ihrem offensiven gesellschaftskritischen Umgang erstaunlich gut umzugehen wussten –, in antiintellektuellen Ressentiments und im aggressiven Ruf nach Räumung der besetzten Hörsäle und Bestrafung der Protestierenden. Bei den berechtigten Realängsten wäre deshalb anzusetzen, sie müssten m. E. eines der Hauptthemen des Protestes werden, weil sie die momentanen Umstrukturierungsprozesse als gesamtgesellschaftliche in den Blick bringen. Es kann

nicht nur darum gehen, die Universität einfach wieder als Schonraum zu installieren, sondern diese muss selbst als Teil des gesellschaftlichen Ganzen gesehen werden, das es zu verändern gilt.

Wieso weder die Unileitung noch die Regierung wirklich auf die Besetzungen reagierten, sondern das Ganze sehr lange eher auszusitzen schienen, müsste erörtert werden. Deutet dies eher auf eine Schwäche oder die Stärke der Protestbewegung? Zur Beantwortung dieser Frage wäre nicht nur eine Rekonstruktion der Geschichte der Wiener Proteste der letzten Jahrzehnte notwendig – vielleicht handelt es sich auch um eine spezifisch wienerische Taktik, an vielen deutschen Städten wurde viel schneller und massiver interveniert, andererseits sind sich die politischen RepräsentantInnen der Stabilität der Verhältnisse nach der ›Wende‹ natürlich auch sicherer als in den 1960er Jahren und reagieren gelassener. Wahrscheinlich wäre aber das Audimax schon viel früher geräumt worden, wenn sich nicht so viele Leute an der Besetzung beteiligt hätten. Andererseits wäre sicher nicht so passiv abgewartet worden, wenn wirklich der Betrieb lahm gelegt worden wäre. Auch als Kommunikationsmedium – Brückner betont, dass militante Aktionen wie Besetzungen eher Kommunikationsstrategie unter monopolisierten Kommunikationsverhältnissen ist als wirkliches Kampfmittel (vgl. dazu Brückner & Krovoza, 1972, S. 34ff.) – macht aber ein Studierendenstreik nur Sinn, wenn er auch den Betrieb wirklich stört, d. h. wenn wirklich keine Seminare mehr stattfinden können und so irgendwie darauf reagiert werden muss.

Zum Schluss sei noch ein mir wichtiger Punkt erwähnt: Es ist – wie Brückner ja schon bemerkte – nur logisch, dass sich in einem Protest auch Herrschaftsstrukturen reproduzieren, gerade wenn er sich v. a. auf einen gesellschaftlichen Teilbereich, hier den Bildungssektor, konzentriert. Diese Fokussierung bringt es mit sich, dass Themen, die im ersten Moment dazu quer liegen, entweder gar nicht reflektiert oder aber als unwichtig abgetan werden. Diese Themen müssen aber – wenn Kritik aus den eigenen Reihen formuliert wird sowieso – ernst genommen werden, weil ansonsten nicht nur einfach etwas ausgeblendet, sondern Herrschaftsstrukturen dadurch noch einmal zementiert werden, was zentrale Emanzipations- und Reflexionsprozesse verhindert. Deshalb ist es unab-

dingbar, z. B. die anfangs erwähnte Kritik, dass in der Bewegung selbst Sexismen zu vernehmen sind und gar sexuelle Übergriffe entweder stillschweigend geduldet oder als Taten von Außenstehenden abgetan werden, sehr ernst zu nehmen und zu reflektieren. Die vielen abwehrenden, v. a. männlichen (aber nicht nur) Reaktionen auf solche Kritik zeigt, wie sehr sich die strukturell sexistischen Verhältnisse verinnerlicht haben und wie bitter nötig Reflexionen darüber wären. Werden solche Reflexionen von einer Masse systematisch abgeblockt, reproduziert sich in ihr die Gewalt der Verhältnisse. Auch Brückner selbst reflektiert übrigens herrschaftsförmig strukturierte Geschlechterverhältnisse kaum, eine Neuaneignung seines Ansatzes müsste diesbezüglich also kritisch geschehen.

Ebenso ist zu sehen, dass bei gewissen Protestartikulationen auch nationalistische Standortlogiken, d. h. die Sorge um die ökonomische Zukunft des Landes, stark gemacht werden, die überaus problematisch sind. Dasselbe gilt überhaupt für Argumente, die den Ruf nach Hochschulreformen mit ökonomischem Nutzen begründen oder die den Diffamierungen der ›faulen Studierenden‹ dadurch begegnen, dass die Nützlichkeit von guten Anwälten und Ärzten betont wird. Solche Argumente blenden kapitalistische Herrschaftsstrukturen nicht einfach aus, sondern verfestigen sie noch, weil sie die ökonomischen Sachzwänge als nicht-hinterfragte weiter als scheinbar naturhafte darstellen. Taktisch mag das zuweilen sinnvoll sein, als grundlegende Strategie ist das sicher falsch.

Diese strategischen Fragen hängen aber auch mit einem Problem zusammen, das sich immer wieder in Massenbewegungen zeigt: Dem narzisstischen Wunsch, einem möglichst großen Kollektiv anzugehören und als Kollektiv von möglichst vielen geliebt zu werden. Einen ähnlichen narzisstischen Wunsch gibt es auch bei den radikaleren Kräften, nämlich den, dass man oder frau zu der kleinen Gruppe von Leuten gehört, die im Gegensatz zur großen dummen und unreflektierten Masse, das richtige, kritische Bewusstsein hat. Vor beiden Wünschen oder Phantasien müssen sich die politisch Agierenden hüten, diese sind selbst als Effekt von einem objektiven Problem zu reflektieren: Es ist tatsächlich so, dass die große Masse nicht so viel Zeit und Arbeit in psychologische und politische Reflexion stecken kann und will, weshalb Massenbewegungen immer wieder

sehr problematische Züge annehmen können. Andererseits ist es aber auch so, dass ohne Massen keine grundlegenden gesellschaftlichen Veränderungen zu meistern sind. Dieser strukturelle Widerspruch muss ausgehalten und immer im Auge behalten werden.

► Anmerkungen

- 1 Dies ist die überarbeitete Fassung eines Vortrags, den der Autor im Rahmen der studentischen Proteste am 18. November 2009 in der »Idee: direkte Aktion« vor Wiener Psychologie-Studierenden hielt.

► Literatur

Adorno, Theodor W. (1997). Zum Verhältnis von Soziologie und Psychologie. In ders., *Gesammelte Schriften, Bd. 8., Soziologische Schriften Bd. 1* (S. 42-85). Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Agnoli, Johannes & Brückner, Peter (1968). *Die Transformation der Demokratie*. Frankfurt am Main: Europäische Verlagsanstalt.

Brückner, Peter (1968). Die Transformation des demokratischen Bewusstseins. In Johannes Agnoli & ders. (Hrsg.), *Die Transformation der Demokratie* (S. 89-191). Frankfurt am Main: Europäische Verlagsanstalt.

Brückner, Peter (1970). Provokation als organisierte Selbstfreigabe. In ders. (1983), *Selbstbefreiung. Provokation und soziale Bewegungen* (S. 11-78). Berlin: Wagenbach.

Brückner, Peter (1977). *Die Mescalero-Affäre. Ein Lehrstück für Aufklärung und politische Kultur*. Hannover: Internationalismus.

Brückner, Peter (1980). *Das Abseits als sicherer Ort. Kindheit und Jugend zwischen 1933 und 1945*. Berlin: Wagenbach.

Brückner, Peter (1983). *Zerstörung des Gehorsams. Aufsätze zur politischen Psychologie*. Berlin: Wagenbach.

Brückner, Peter & Krovoza, Alfred (1972). *Was heißt Politisierung der Wissenschaft und was kann sie für die Sozialwissenschaft heißen?* Frankfurt am Main: Europäische Verlagsanstalt.

Brückner, Peter & Oestmann, Axel R. (1978). »Über die Pflicht des Gelehrten auch als Bürger tätig zu sein«. *Zum Disziplinarverfahren des Niedersächsischen Ministers für Wissenschaft und Kunst gegen Peter Brückner*. Hannover: Internationalismus.